

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 42 (1966-1967)

Heft: 3

Artikel: Mit offenen Augen in der Zeit der Nazi-Bedrohung : Anpasser, Verrat, zivile und militärische Widerstandskraft an der Grenze aus der Sicht eines Polizei-Beamten

Autor: Waldmann, Josef

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit offenen Augen in der Zeit der Nazi-Bedrohung



Illustrationen von Heinz Stieger

**Anpasser, Verrat, zivile und militärische Widerstandskraft an der Grenze
aus der Sicht eines Polizei-Beamten**

Von Josef Waldmann

Der Autor steht dafür ein, dass es sich beim folgenden Bericht im wesentlichen um tatsächliche Begebenheiten handelt, die nur in einigen Einzelheiten verändert wurden. Josef Waldmann war einer von vielen Hunderten von Polizei-Beamten, welche an ihrer Stelle eine ähnliche Aufgabe hatten.

Red.

Man schrieb den 27. August 1939. Ein schöner Spätsommertag. Endlich war ich der Last entronnen, welche in jenen politisch bewegten Jahren die Betreuung eines Ein-Mann-Außenpostens der Kantonspolizei in der Nähe der schweizerischen Rheingrenze mit sich brachte. Ich war gezwungen, zwei Wochen Ferien zu nehmen, um einen gesundheitlichen Zusammenbruch zu vermeiden. Davon waren drei Tage verstrichen.

In Buchs im Rheintal stieg ich mit meiner Frau ab zum Übernachten. Beim Nachtessen im großen Saal war der Deutschlandsender eingeschaltet. Zuerst Nachrichten, eine Reportage über eine Militär-

parade mit kriegerischen Märschen und dem Horst-Wessel-Lied. Dann eine furchtbare Tirade des «Führers» Adolf Hitler. Fast reibungslos hatte dieser bisher seine Politik der Gewalt und der Vertrauensbrüche durchsetzen können: den Einmarsch deutscher Truppen ins Rheinland, den Anschluß Österreichs und der Sudetenlande, schließlich – vor fünf Monaten – die Unterjochung des Restes der Tschechoslowakei. Nun donnerte er gegen Polen, verlangte die sofortige «Freigabe» der Westernplatte, drohte dem polnischen Diktator Oberst Beck mit Sofortmaßnahmen.

Es wurde ein leckeres Mahl aufgetischt, aber mir war der Appetit vergangen. Etwas in mir warnte mich. Ist es wieder der sechste Sinn, der mir manche Schwierigkeit bewältigen half? Weiter donnerte Hitler, nahm auch die Engländer aufs Korn. Vergessen war das Entgegenkommen Chamberlains, der mit seinem Regenschirm nach Godesberg gekommen und in der Meinung nach London zurückgekehrt war, der Friede sei «für unsere Zeit» gesichert: durch die Zer-

stückelung der Tschechoslowakei, den Verrat, den einige Tage später in München Frankreich und Mussolini unterschrieben.

«Es gibt Krieg!»

Meine Frau neckte mich: «Was ist mir dir? Der Braten ist doch wunderbar!» Ja eben der Braten, mein Braten lag daheim im Schreibtisch in einem versiegelten Couvert.

Dieses Couvert durfte erst auf strikten Befehl im Moment eines Einfalls der Deutschen geöffnet werden. Es wurde in gewissen Intervallen von einem Polizeioffizier auf seine Unversehrtheit geprüft. Ich ahnte schon damals den ungefähren Inhalt: Nebst anderen Sofortmaßnahmen sollte ich, wie mir später bestätigt wurde, sämtliche Leute, von denen zu fürchten war, daß sie bei einem deutschen Einmarsch Verrat üben würden, mit allen Mitteln aktionsunfähig machen. Dafür würde mir nötigenfalls Militär beistehen.

Ich kehrte aus meiner Träumerei zurück und beantwortete die Frage meiner Frau: «Der Krieg bricht aus, wir müssen die Ferien abbrechen und sofort heim.»

«Bist du verrückt geworden? Die haben einander schon oft die Kutteln gewaschen», sagte mein Frauenchen, das mich bis dahin sicher als normal angesehen hatte.

Doch es gab kein Wenn und kein Aber. Der Krieg bricht aus, und basta. Wir müssen heim. Ich willigte noch ein, daß wir am anderen Morgen in Vaduz das Fürstenschloß besichtigten und meine Frau in Rorschach Schwäne fütterte. Ich sah aber den Quai nur im Nebel, die Schwäne als unklare Punkte. Fort, heim, das gelbe Couvert!

Es folgte eine Irrfahrt mit dem Wagen durch das Mittelland. Ich wollte noch Freunden und Verwandten Adieu sagen. Die fragten überall: «Was ist mit dir los, Josef?» Statt meiner erklärte meine Frau lachend, ich sei plötzlich verrückt geworden und behauptete, es gebe Krieg. Ich machte einen großen Bogen um eine Irrenanstalt, damit man mich noch nicht fassen könnte.

Mit Vollgas gings heimwärts. Es war 19 Uhr 50, als wir in unser Dorf einfuhren. Der Straße entlang und vor den Häusern standen Menschengruppen und gestikulierten. Einige zeigten auf mich.

«Was ist los?» fragte meine Frau.

«Es ist halt Krieg!»

Noch nicht ausgestiegen, wurden wir von Nachbarn bestürmt, die erklärten, die Männer müßten sofort in den Grenzschutz einrücken. Soeben sei das vom Bundesrat am Radio verkündigt worden. Hitler scheine loszuschlagen, gegen Polen.

Ich sagte, ich hätte seit gestern gewußt, daß es Krieg gebe. Kleinlaut schleppt meine Frau das Gepäck hinauf, während ich den Wagen versorgte. Schon wurde ich am Telephon verlangt. Aufgeregt ertönte im Apparat die Stimme meines Chefs: Wo ich denn so lange stecke?

Ich hätte immer noch Ferien, erwiderte ich, sei aber heimgekehrt, weil ich den Kriegsausbruch erwartete.

Darauf der Chef: «Ja, wieso? Wo sind Sie gewesen? Welche Verbindungen haben Sie?»

«Keine, mein sechster Sinn...» Jetzt denkt der sicher auch, ich sei verrückt, oder verdächtigt mich gar, mit Hitler zu paktieren.

Ich erhielt Anweisung, sofort die Munitionsdepots zu bewachen, bis der Grenzschutz im Laufe der Nacht eintreffen werde. Gegen Mitternacht rückten tatsächlich bereits die ersten Mannschaften an, meist begleitet von weinenden Frauen und auch von Kindern. Ich tröstete sie und sagte, es werde wohl schon Krieg ausbrechen, aber Polen sei weit weg. Ich fügte – gegen meine Überzeugung – bei, auch sei «Polen noch nicht verloren».

Das ganze Grenzgebiet wimmelte anderntags von Soldaten. Am 30. August wählte die Bundesversammlung den General. In der Nacht vom 31. August auf den 1. September überschritten Hitlers Heere die deutsch-polnische Grenze, und in der Morgenfrühe verfügte der Bundesrat auf den 2. September die allgemeine Kriegs-Mobilmachung. Nun sah unsere Gegend erst recht aus wie ein Ameisenhaufen.

Die Bettlerbörse

Jene hatten also recht bekommen, welche seit langem vorausgesehen hatten, Hitlers wahnsinnige Ideologie werde zum Weltkrieg führen.

Im Grenzgebiet hatte man das Unheil besonders gut kommen sehen. Nach dem Ersten Weltkrieg war das deutsche Nachbarvolk moralisch völlig zerrüttet. Um Zigaretten zu ergattern wurde Morde begangen. Die Nachtlokale schossen wie Pilze aus dem Boden, waren Goldgruben für Schieber und Zuhäl-

ter, Schlupfwinkel für Verbrecher. Junge Leute beiderlei Geschlechts wanderten arbeitslos im Land herum.

In Waldshut entstand eine Bettlerbörse. Da konnte einer für einige Tausend Pfennige – das entsprach zunächst noch einigen Batzen Schweizergeld – eine Bewilligung lösen, um in Zürich – zum Beispiel in der Rämistraße oder in der Bahnhofstraße – dem Bettel obzuliegen. Alte Kriegslastwagen beförderten diese bedauernswerten Menschen in die Limmatstadt, wo sie sich bis zum Abend kostbare Schweizerfranken erbettelten. Natürlich kamen auch viele Kriminelle über die Grenze.

Die große Inflation schritt fort. Sonntags reisten viele Schweizer mit Kind und Kegel über die Grenze, schlemmten in deutschen Gaststätten, ließen sogar für ihre Hunde Cotelettes braten. Ich mußte für eine Anzahl schweizerischer Gemeinden eine vom Bezirksamt Waldshut an die schweizerischen Grenzbezirke adressierte Beschwerde abschreiben, wonach alle Sonntage Schweizer durch ihr protziges Verhalten den Unwillen der deutschen Bevölkerung erregten – wie ich es leider auch persönlich hatte feststellen können.

Im Schwarzwald wollte ich auf einem Postamt eine Karte in die Schweiz schicken. In einer Ecke stand ein großer Papierkorb, angefüllt mit Tausend- und Millionen-Mark-Scheinen. Der Posthalter, den ich nach der Höhe der Frankatur fragte, zuckte bedauernd die Achseln. Alle zwei Stunden wurden die neuen Kurse bekanntgegeben. Ich zahlte mit einem ganzen Schweizerfranken, und ich sehe im Geist heute noch, nach fast 45 Jahren, das strahlende Gesicht des Mannes, der mir überschwenglich für meine große Geste dankte.

Ein Oberwachtmeister, mit dem ich dienstlich verkehrte, lud mich zu sich zum Mittagessen ein. Es gab geschwellte Kartoffeln, dazu Heidelbeeren, welche die Gattin und die vier Kinder im Schwarzwald selber gesammelt hatten. Kaufen könnten sie vom Gehalt praktisch nichts mehr, sagte die Frau, und ein Ersparnis von 30 000 Mark sei durch die Inflation verschluckt worden.

Als dann nach einer kurzen Erholungspause 1929 die Weltwirtschaftskrise über Europa hereinbrach und die Arbeitslosigkeit nie gekannte Ausmaße annahm, war es mit dem Halt unseres Nachbarvolks zu Ende. Selbst bei uns gab es damals wilde Streike, Saalkämpfe in kantonalen Parlamenten und sogar

Tote bei politischen Unruhen. Ennet dem Rhein war alles durcheinander. Politische Morde, kleine Revolutionen waren an der Tagesordnung. Adolf Hitler versprach Befreiung von den Fesseln des «Versailler Diktats», wie er die Friedensregelung von 1919 nannte, welcher nicht nur er alles gegenwärtige Unglück zuschrieb. Als Revolutionär eingesperrt, war er bald wieder auf freien Fuß gesetzt worden und polemisierte umso stärker. Und diesem Brüller schlossen sich selbst hohe Politiker, große Gelehrte usw. an, traten ihm jedenfalls nicht entgegen. Es war den Leuten gleichgültig, was kam, wenn nur etwas Neues Leben in die Bude brachte.

Als Hitler nach der Machtergreifung 1933 das große Land beherrschte, war die Sache eigentlich entschieden. Ich kannte einen Coiffeur im Nachbargebiet, der die Hakenkreuzfahne an einem Gautag nicht aushängte. Sein eigener Bub, Mitglied der Hitler-Jugend, verklagte ihn überdies, er habe über den Führer abschätzig geredet. Das genügte für die Internierung in einem Konzentrationslager. Aus Demoralisation und Auflösung war eine Herrschaft der Unmoral in strengster äußerer Ordnung erstanden.

5. Kolonne, Mitläufer, Windfahnen und weiche Knie

Auch uns wollten die Nazi bekanntlich als angeblich abgesplitterte Deutsche heim ins Reich führen. Eine ganze Anzahl Schweizer, für welche die deutsche Kultur das Maß aller Dinge war und die zu unserer vielsprachigen, bodenständigen Demokratie im Gegensatz standen, spielten ihrerseits mit diesen Vorstellungen. Einige unterstützten sie sogar heftig.

Die Wirtschaftskrise war bei uns zwar weniger bodenlos, trieb aber erst ihrem Höhepunkt zu, während dieser in Deutschland bereits überschritten war und Hitler als der große Retter erschien. Zudem wirkte die Erinnerung an den Generalstreik und die Angst vor dem Bolschewismus nach, gegen den besonders manche junge Leute eine Einheitspartei wie Hitlers NSDAP als bestes Gegenmittel ansahen. Die beginnenden Judenverfolgungen in Deutschland hielt man für Mätzchen, einige billigten sie sogar offen. Hitlers mit dem gestohlenen Geld betriebene Ausrüstung bewunderten viele.

Mit Hilfe von Hitlers Vasallen wurden in der Schweiz Nazi-Zellen gegründet, die bald «5. Kolonne» genannt wurden. So ein Vasall namens Gustloff

wirkte im Bündnerland, bis er ein unseliges Ende fand. An der Nordgrenze betätigte sich in einem aargauischen Rheinstädtchen ein Rechtsanwalt dritter Schattierung im gleichen Geist. Ich wunderte mich oft in öffentlichen Lokalen, wie intelligente oder sich intelligent fühlende Männer «ganz sachlich» diese «neue Zeit» rechtfertigten.

Im allgemeinen war aber die angestammte Bevölkerung sauber und gut schweizerisch eingestellt. Sie war mir auch behilflich bei der Beobachtung entgleister Elemente.

Der Fall der Zuchwiler Werke, die in die Hand Görings übergangen und deren Betriebsangehörige von einer Nazi-Gruppe tyrannisiert wurden, ist den Lesern des Schweizer Spiegel bekannt: der damals in dieser Zeitschrift publizierte große Bericht zeigte, wie dort die senkrechten Schweizer sich schließlich durchsetzten, und half damit wesentlich mit, den freiheitlich Gesinnten andernorts den Rücken zu stärken.

In meinem Gebiet war mir seit einiger Zeit ein Comestibles-Geschäft in Grenznähe aufgefallen. Der Inhaber war nach außen ein guter schweizerischer Patriot, sogar «großer Politiker» in einer demokratischen Partei. Er hatte indessen eine deutsche Ladentochter, und diese trug ihre Begeisterung für die Hitler-Sache auffällig zur Schau. So fühlte ich auch dem Chef auf den Zahn und merkte bald, daß er insgeheim ein warmer Anhänger des «Führers» war. Ich war schließlich überzeugt, daß er bei einer politischen Wendung seinen ganzen Einfluß für die Nazi einsetzen würde. Ich meldete dem Polizei-Kommando, bei ihm sei Vorsicht am Platz.

Eines Tages überraschte mich übrigens die Ladentochter mit der freudigen Eröffnung: «Herr Waldmann, Sie gleichen einem großen Mann, dem Reichsaußenminister von Ribbentrop.» Potztausend, war ich stolz auf diesen Vergleich – lieber hätte ich gesehen, wenn man mich mit einem Orang-Utan verglichen hätte! Ich dachte später daran, als Ribbentrop an den Galgen kam.

In einer nahen deutschen Stadt war großer Gau-tag für Baden-Württemberg. Ich hatte Order, mich da umzusehen. Gegen Abend gewaltiger Aufmarsch. Per Bahn und Cars rückten von überall her Belegschaften an. Das Städtchen starrte von Hakenkreuzen. Auf dem Rednerbalkon der Gauleiter, umgeben von schwarzen und braunen Hemden. Es wurde nichts gesprochen, nur getuschelt. Der Deutschmeister-

Marsch wuchtete über den Platz, dann das Horst-Wessel-Lied. Ein mächtiges Gebrüll aus allen Kehlen: «Sieg Heil! Sieg Heil! . . .» usw. Die Arme streckten sich gegen den dunklen Abendhimmel, und das Brüllen wollte kein Ende nehmen. Ich dachte oft an dieses Bild, als bei den späteren Säuberungen durch die Alliierten alle Deutschen ihre Unschuld beteuerten oder unter Zwang gehandelt haben wollten.

Mitten im fanatischen Gebrüll erhielt ich einen handfesten Box in den Rücken. Hinter mir ein brauner Kerl. Er wollte mich mit den Blicken fressen, sagte: «Nna!» Aha, ich hatte den Arm nicht erhoben. Ich erklärte: «Ich bin Schweizer!» Es war aber an der Zeit, mich etwas zu drücken.

Es folgte eine zündende Ansprache, Lästerungen gegen alles Nichtdeutsche und Verherrlichung des «Führers». Dann donnerten die Belegschaften im Taktschritt vorbei, flankiert von SA und SS. Auf der Höhe des Gauleiters streckten alle zackig den Arm zum Hitler-Gruß empor.

Ein bitteres Gefühl beschlich mich, als ich in der Masse zwei Schweizer sah, die ich als brave Eidgenossen gut zu kennen meinte: nun machten die den Hitler-Gruß! War es Dummheit oder zuhause nicht gezeigte Bewunderung für das tausendjährige Reich?

Erschüttert begab ich mich auf den Heimweg. Wie kann ein intelligentes Volk wie das deutsche einen solchen Hokuspokus mitmachen? Sind das Kinder oder erwachsene, selbständig denkende Menschen? Solches fragte man sich auch, wenn man am Deutschlandsender diese Aufmärsche, diese frenetischen «Heil Hitler»- und «Sieg Heil»-Rufe hörte. Wie konnte es geschehen, daß die Intelligenz eines 70-Millionen-Volkes vor einem primitiven Kriminellen zu Kreuze kroch?

Kurze Zeit später machte ich mit meiner Frau einen Bummel in den Schwarzwald. Ein alter Kollege der Grenzpolizei nahm gerne einen guten Schweizerstumpfen an. Besorgt berichtete er mir, SA-Burschen hätten wieder einige ins Konzentrationslager abgeführt. «Und du, paß auf, du stehst auf der schwarzen Liste! Der zu unserer Kontrolle jetzt hier stationierte SS hat ein Auge auf dich.» Richtig, nun folgte uns dieser Schwarzhemd-Bursche in einiger Entfernung. Von da an überquerte ich den Rhein nicht mehr.

Unsere Nazi hatten in den Städten, vorab in Zürich und Schaffhausen, einen ersten Höhepunkt im «Fronten-Frühling» von 1933 erlebt. Jetzt machten sie sich, über das ganze Land verteilt, immer mehr

breit, nahmen ganz offen Partei für die Sache Hitlers. Mindestens so gefährlich wie die meist jungen Schreier, die offen in den lärmigen, unter sich zerstrittenen Fronten mitmachten, waren jene älteren Hitler-Freunde, welche in den bürgerlichen Parteien oder sonstwie einen gewissen öffentlichen Einfluß ausübten. Eine dritte Gruppe, die sich zum Teil mit den beiden anderen überschneidet, bildete die Zellen der 5. Kolonne. Auch diese hatten, wie sich nachher herausstellte, schwarze Listen angelegt. Und wehe, wenn die deutsche Wehrmacht bei uns eingebrochen wäre, wieviele Bürger wären da in den Konzentrationslagern oder gar in den Gasöfen verschwunden! Aber auch wir hatten unsere Listen zusammengestellt, und im Ernstfall hätten diese Hitler-Schergen bestimmt nichts zu lachen gehabt.

Wie fahrlässig 1937 die Mehrheit gegenüber den versteckteren Gefahren noch war, zeigte sich im Fall eines neuen Werkmeisters einer größeren Fabrik in meinem Gebiet, eines Deutschen: im Jodlerchor in der Mitte, ein schöner Tenor, dabei ganz Korporal Himmelstoß, untersetzt, militärische Haltung, schneidiger Gang, hohe Schnürgamaschen Muster SA, sehr tüchtig! Wenn ihm ein Arbeiter nicht gefiel: aufs Büro und Entlassung wegen Renitenz!

Nach einigen Monaten fand der Herr Werkmeister nachts in der Fabrik viele mit Petroleum getränkte Lumpen rings um einen Holzbau. In Anwesenheit des Direktors ersuchte er mich um sofortige Fahndung und zeigte mir das Teufelswerk: «Sabotage!» Nach dem Augenschein erklärte ich beiden auf den Kopf zu: «Nichts von Sabotage, sondern ein schmutziger Akt des Werkmeisters, der mit seiner Anzeige seine große Tüchtigkeit beweisen will!»

Aber da kam ich schön an... Ja, ein Jahr nach seiner Anstellung stellte der Werkmeister ein Einbürgerungsgesuch. Mein Bericht auf Ablehnung fruchtete nichts. Der schneidige Teutone hatte den Gemeindeammann für sich eingenommen und die Freunde vom Kegel- und vom Jodlerclub mobilisiert. Nachher gab es ein großes Fest. Doch bald darauf verschwand der Mann auf schleierhafte Art an eine andere Stelle, näher der Grenze, außerhalb meines Kontrollgebiets.

Einige Zeit nach Kriegsausbruch verhafteten dort Grenzsoldaten aus unserem Dorf einen nächtlicherweile herumstreichenden Mann. Es war ausgerechnet dieser ehemalige Vereinskollege, der Werkmeister. Er entpuppte sich als Angehöriger der 5.

Kolonne, der für die Nazi Spitzeldienste und offenbar auch Spionage betrieb.

Es war besonders seit dem Anschluß Österreichs eine unheimliche Situation. Wer konnte wem noch trauen? Bis in amtliche Stellen schlich sich die braune Brut. Weil man wußte, daß ich die Nazi-Freunde beschattete, wurde mir oft heimlich gedroht: ich möchte aufpassen, es könnte für uns auch Matthäus am Letzten sein, wenn die Deutschen mit den andern fertig seien.

Manche, die nicht gerade Nazi waren, sympathisierten mit dem, was man damals als «Neuzeit» und «neues Europa» betrachtete, oder wollten etwas von der goldenen Zukunft erhaschen, die Hitler versprach. Manche drehten auch bloß ihre Fahne nach dem Wind oder hatten den Schlotter in den Knien, wollten sich nichts gegen die Nazi, die alles ausspionierten, vergeben, damit sie gegebenenfalls von Schlimmem verschont würden. Es gab dieser Leute wohl mehr, als man leichthin annahm. Sie waren insofern besonders gefährlich, als man sie nicht rechtzeitig erfassen konnte.

Wir durften freilich auch unsere eigentlichen Nazi bis zum Kriegsausbruch und zum Verbot ihrer Organisationen nur überwachen und ihre üble Tätigkeit in Rapporten genau festhalten. Im Polizei-Kommando, wo meine und viele andere Berichte zusammenliefen, konnte man dann abschätzen, wer zur 5. Kolonne gehörte, wie diese organisiert und wer sonst gefährlich war. Aber polizeiliches Eingreifen gab es nur, wenn einer direkt beim Spionieren ertappt wurde. Man kannte ja bei uns, im Gegensatz zum Dritten Reich, kein Gesinnungsdelikt. Doch ein Polizist ist auch ein Bürger, und so konnte auch ich doch manchen Umtrieben entgegenwirken.

Militärisch bereit – mit Einschränkungen

Die Nazi diesseits und jenseits der Grenze nutzten natürlich unsere Abwehrschwächen propagandistisch aus. Schon deshalb figurierten solche Schwächen oft in meinen Rapporten. Ferner erschwerten sie es, den Miesmachern entgegenzutreten, und schließlich wollte ich einfach als besorgter Schweizer zu ihrer Beseitigung beitragen.

Angesichts der Kriegsgefahr ergriffen zum Glück die militärischen Stellen alle möglichen Vorbereitungen. Manches war natürlich überstürzt. So mußten eines Tages übungshalber von Rheinfeldern bis zur

Staffelegg alle Pferde, ob jung oder alt, zusammengezogen und im Aaretal in Sicherheit gebracht werden. Eine unheimlich lange Kolonne klapperte durch das Fricktal. Alte, ausgediente, nur an weiche Ackererde gewöhnte Tiere schleppten sich mühsam mit. Füllen ließen sich von den Stuten nachziehen. Am Ziel mußten einige der straßenungewohnten Tiere abgetan werden. Unsere Nazi benutzten dies zu Vergleichen mit der deutschen Armee.

Bei einem Probealarm für die Grenzschutztruppen selber, stellte sich 1938 heraus, daß nur einzelne Unteroffiziere im Schießen mit Maschinengewehr ausgebildet waren. Das Aufstellen und Aufpacken mußten sie selber besorgen, während die Soldaten daneben lagen. Alles wurde von ennet dem Rhein mit Feldstechern verfolgt. Da mußte etwas gehen! In Schützenkreisen schlug ich vor, vom Zeughaus leichte und schwere Maschinengewehre anzufordern. Dem Gesuch wurde sofort entsprochen. Nun konnten die Soldaten und auch wir Zivilisten für den Notfall üben. Unsere Initiative wurde von andern Schützengesellschaften der Grenze entlang nachgeahmt.

Sicher gab es noch viele, die in ähnlicher Art mithalfen, die Mängel unserer Abwehrkraft zu beheben. Die Nazi mochten uns in der Organisation von oben überlegen sein. Aber in der Initiative, die aus dem selbstbewußten Mitverantwortungsgefühl des freien Mannes kommt, waren wir ihnen bestimmt voraus. Man konnte hoffen, das gleiche sich zumindest aus.

Ein fragwürdiges Kapitel waren und blieben leider die freiwilligen Grenzschutzkompagnien. Die Anwärter wurden auf Leumund und politische Einstellung polizeilich getestet. Dennoch benutzten die Gemeindebehörden die Gelegenheit, junge Männer, welche diesen Ansprüchen keineswegs genügten, in diese Einheiten abzuschieben.

Eines Nachts hörte ich von einer Anhöhe her, wo sich ein Bunker befand, Gewehrschüsse. Ich war sofort zur Stelle. Ein Wachtsoldat der freiwilligen Kompagnie erzählte in heller Aufregung, zwei Männer seien aus dem Wald getreten, hätten ihm gedroht. Auf seine Schüsse hin hätten sie sich verzogen. Mit meinem Spurenhund suchte ich vergebens in der angegebenen Richtung. Ich nahm mir den Soldaten vor. Es war alles Geflunker. Er hatte sich in einem furchtbaren Angstkoller Luft machen wollen. Dieser Mann hatte seinen Kameraden schauerhafte Erlebnisse «aus der französischen Fremdenlegion in Marokko» erzählt. Tatsächlich war er nie in der Legion gewe-

sen, wohl aber im Kittchen wegen allerhand Lumpereien.

Jene, die solche Lumpen in diese Ehrenkompagnien hineinprotegierten, gaben sich keine Rechenschaft, wie sie dem Land schadeten. Ich sah nachts nie eine Patrouille dieser Kompagnie die Tanksperre kontrollieren. Saboteure hätten mit Leichtigkeit die Deckel abheben und die Betonrohre mit Sand oder Kies füllen können: die Sperre wäre völlig unbrauchbar geworden. So habe ich diese Lücke selber ausgefüllt.

Bei der Mobilmachung mußte unser langgestrecktes Dorf mit seinen 1500 Einwohnern plötzlich 5000 Soldaten aufnehmen. Im Oberdorf liegende Einheiten hatten ihre Küche im Unterdorf und umgekehrt. Jede der etwa 15 Einheiten verlangte ihr eigenes Büro, ja ihr eigenes Krankenzimmer. Ich frage mich oft, ob solches heute im voraus besser organisiert ist.

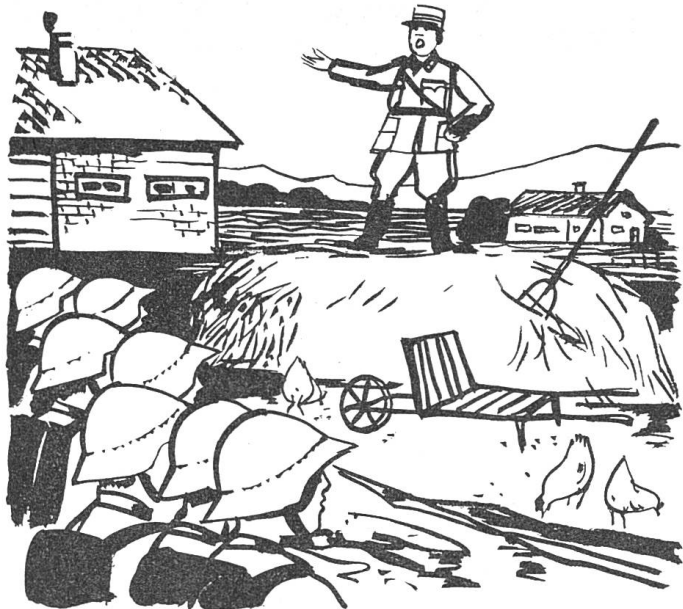
Ähnliches gab es im großen. Es mußten zum Beispiel Chauffeure aus dem Grenzgebiet in die Inner-schweiz, aus dem Hinterland an den Rhein einrücken. Manche, die nichts davon verstanden, mußten Lastwagen übernehmen, Camion-Chauffeure Personenwagen!

Nun mußten überall provisorische Bauten erstellt werden. In den meisten Einheiten war kein Offizier Baufachmann, und so mußten Lehrer und Steuersekretäre als solche auftreten. Es rächte sich, daß man bei uns – und das auch heute noch – schon bei der Aushebung der Soldaten und nachher bei der Einteilung der Offiziere und Unteroffiziere zu wenig den zivilen Beruf berücksichtigt.

Als der General im Sommer 1940 die Truppen besuchte, zeigte er sich sehr befriedigt, auch über die hier errichteten Anlagen. Leider wurde ihm nicht gezeigt, wie zum Teil die Monate vorher eingetroffenen Panzerplatten noch neben den Bunkern lagen und in diesen auch die Waffen fehlten.

Diese Mängel gaben uns allen damals viel zu denken. Wieviel Ungereimtes sich nicht nur bei den desorganisierten Franzosen zeigte, sondern sich auch hinter der perfekten Fassade der siegreichen deutschen Armee verbarg, hat man ja erst viel später erfahren. Immerhin waren bei uns unterdessen da und dort zur Leitung von Bauarbeiten Fachleute beigezogen worden, auch wenn diese nicht zur Einheit gehörten und bloß Gefreite waren.

Ein solcher Spezialist mußte sich übrigens als erstes bei mir beschweren, der Wohnungsinhaber habe sich geweigert, ihm das zugewiesene Zimmer



zu überlassen. Dieser ungastliche Mitbürger gab allerdings schnell nach, als ich ihn an seine vaterländische Pflicht mahnte.

Einem in einem Nachbardorf stationierten Zugführer war da freilich nicht zu helfen. Er war jeden Abend betrunken, ging mit den Stiefeln ins Bett und erbrach sich überallhin. Die dortige Bevölkerung war besonders geschlossen gegen die Nazi, und doch erhielt beim dritten Einrücken dieser Offizier von niemandem mehr ein Zimmer. Da ließ er seinen Zug vor einem Misthaufen antreten, bestieg diesen und sagte theatralisch: «Seht, Mannen, euer Oberleutnant muß auf dem Mist übernachten, weil er in diesem Nest kein Logis bekommt!» Dieser Mann hatte vor dem Krieg als selbständiger Geschäftsmann reich werden wollen. Aber wegen seiner Lebensweise ging es rasch bergab, und der Zweite Weltkrieg schob seinen Konkurs bis 1945 hinaus. Damit das Verfahren sistiert bleiben konnte, leistete er ununterbrochen Dienst: wenn der Grenzschutz entlassen war, ging er freiwillig zu einer anderen Einheit. Wie zuverlässig er im Ernstfall gewesen wäre, kann man sich vorstellen.

Die Arbeit an einer Tankfalle bei einem tiefen Bachbett blieb, weil die Sache unzweckmäßig war, viele Monate liegen. Als die Armee ins Réduit abziehen mußte, wollte nun der verantwortliche Major um des Teufels Gewalt noch schnell das Werk fertig machen. Dabei wurde der Garten beim Haus eines mir bekannten guten Patrioten, eines Kavallerie-Wachmeisters aus dem Ersten Weltkrieg, total vermauert. Der Offizier hatte mir gegenüber ausdrücklich erklärt, er hätte keinen Befehl für sein Vorgehen. Da der Hauseigentümer ihm Vorhalte gemacht hätte, wollte er ihm aber den Meister zeigen. Mein Schlichtungsversuch hat nichts abgetragen.

Solche Fälle waren Ausnahmen. Im allgemeinen standen sowohl die Soldaten und Unteroffiziere als auch die Offiziere in einem sehr freundlichen Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung.

Unerquicklich war indessen die panikartige Flucht von Zivilpersonen ins Landesinnere nach dem Angriff der Deutschen auf Holland und Belgien am 10. Mai 1940, während die zweite Mobilmachung im Gang war. Auf der Straße mußte ich Tag und Nacht Autos nach Waffen untersuchen.

Nett war, daß eine alte Dame mit ihrem 8-Plätzer dreimal von Basel nach der Innerschweiz fuhr mit alten Leuten und Wöchnerinnen. Andererseits mußte ich ganze Kisten mit Kunstgegenständen aufbrechen. Eine Dame hatte ein schwarzes Tuch auf dem Schoß, darunter war ein schlafender Kanarienvogel. Ein jüngeres Ehepaar mit Kleinkind hatte nur ein kleines Köfferchen und dazu eine Stange mit 35 Damenkleidern. Auf meine Frage, ob sie ihr Konfektionsgeschäft retten wollten, antwortete er mit einem Seitenblick auf die Gemahlin: «Meine Frau muß doch in Kerns auch Kleider tragen.»

So ging es ununterbrochen viele Stunden. Abgelöst wurde ich nie. Alles Personal war bereits eingesetzt.

Schließlich wurde die Tanksperre geschlossen. Der Verkehr war lahmgelegt. Ich konnte mich anderem widmen. Telefon: «Bleiben Sie beim Apparat. Wenn wieder aufgeläutet wird, sofort gelbes Couvert erbrechen, Befehle entgegennehmen! Jetzt zuverlässige Mannschaft vom Ortskommandanten anfordern. Sie werden schon sehen, machen Sie's gut!» Das Ortskommando beorderte nun 24 Mann hinter meinen Posten. Sie blieben dort zwei Tage, um mir notfalls bei der Festnahme von Angehörigen der 5. Kolonne zu helfen.

Dann beruhigte sich die Situation etwas. Das Couvert mußte nicht erbrochen werden. Dafür kamen nun viel Truppen im Eilmarsch an die Grenze. Unterkunft gab's keine mehr. Sie kampierten im Freien. Ich hatte das reinste Auskunftsbüro. Wie schon bei der ersten Mobilmachung war auch meine tapfere Gattin Tag und Nacht auf den Beinen, um Telephone abzunehmen, zivile polizeiliche Angelegenheiten, die nebenher auch erledigt werden mußten, zu besorgen usw. Frauen von Geschäftsfreunden kamen und fragten, wo ihr Mann sei, ob die Einheit sich in der Gegend befinde.

In der Tragödie des französischen Zusammenbruchs kam dann die fliehende Zivilbevölkerung unseres Nachbarlandes massenhaft unter dem Geschosshagel der Sturzkampfbomber um. Zusätzlich verstopfte sie alle Straßen für die französische Armee, die durch das Debakel mitgerissen wurde. Es war

ein Fehler, daß der Bundesrat bei uns die freiwillige Evakuierung aller, die ein Fahrzeug besaßen, empfohlen hatte. Er hätte das im Gegenteil verbieten müssen.

Es machte bei vielen Soldaten, deren Angehörige im Grenzgebiet weiter arbeiten mußten oder sich keine Unterkunftsmöglichkeit im Landesinneren zu beschaffen vermochten, böses Blut, daß besonders die Familien von Reichen sich in Sicherheit bringen konnten. Im ganzen herrschte in der Truppe dennoch tapfere Entschlossenheit.

Schwache Stellen werden ausgemerzt

Während Hitlers Blitzsiegen in Belgien und Frankreich holten Schweizer Flieger eine Anzahl deutscher Flugzeuge, die unseren Luftraum verletzten, herunter. Das hat die Moral der Bevölkerung und der Armee gewaltig gehoben. Desto unerklärlicher war mir, daß die improvisierte Fliegerabwehr bei einer großen Tanksperre quer durch unser Tal nicht schoß, als hundert Meter darüber ein deutsches Flugzeug kreiste. Die ganze Truppe beobachtete passiv den Überflug! Der Offizierklärte mich auf: Er mußte zum Schießen eine Spezial-Erlaubnis vom Armee-Hauptquartier erhalten, die in solchen Fällen kaum gegeben wurde und auch zu spät gekommen wäre – ein Ergebnis deutscher Proteste beim Bundesrat, das dem Abwehrwillen gewiß nicht förderlich war.

Waren solche Schwächen nicht um so gefährlicher, als nun Italien an der Seite Hitlers in den Krieg trat, unser Land von den Achsenmächten eingekreist wurde und die Nazi-Freunde dadurch wieder gewaltig Oberwasser bekamen?

Wenig erbaulich anzusehen war, wie der Kommandant und eine Anzahl Offiziere unserer Felddivision einerseits, solche des Grenzschutzes andererseits sich sehr distanziert, beinahe feindlich begegneten, als sie einer Gefechtsübung beiwohnten. «Sind denn das nicht alles Schweizer?» dachte ich. «Muß unsere Milizarmee auch das Getue und die Eifersüchteleien, die wohl zwischen ausländischen Berufsoffizieren üblich sind, übernehmen? Könnte sie nicht gerade in diesem Punkt etwas wettmachen?»

Indessen hatte sich gegenüber dem, was ich als Soldat im Ersten Weltkrieg erlebt hatte, das Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaft radikal gebessert. Ausnahmen bestätigten die Regel. So jener Offizier, der die Leute bis aufs Blut schikanierte. Bei

der zweiten Mobilmachung ließ er, anstatt die Stellung vorzubereiten, stundenlang den Gewehrgriff üben. Er galt als Nazi und war vor den eigenen Leuten nicht sicher. Im Zivil war er wie der früher erwähnte Misthaufen-Prolet eine Null.

Sie gehörten beide zum gleichen Grenzschutz-Regiment, in dem auch sonst etwas faul war. Als sich das Gros der Armee ins Réduit zurückzog und sich die vorne belassenen Grenztruppen hoffnungslos unterlegen fühlten, sagten manche Soldaten ihren Offizieren, sie würden sich im Fall eines deutschen Angriffs sofort ins Hinterland zurückziehen.

Daraufhin ließ der Regiments-Kommandant die Mannschaft antreten und hielt ihr eine gesalzene vaterländische Predigt. Aber gerade seinem Auftreten trauten viele nicht. Zu Unrecht? Er wurde kurz danach in eine gerichtliche Untersuchung gezogen. Hätte ihn damals im Ernstfall die drohende Entdeckung ziviler unerfreulicher finanzieller Zustände zum Versuch bewogen, sich dafür militärisch besonders zu bewähren, oder zum Gegenteil? Wie dem auch sei, nach seiner Ablösung besserte sich bald der Widerstandesgeist dieses Regiments.

Das war, wie gesagt, nach der zweiten Mobilmachung. Erfreulicherweise hatte ich aber zu dieser Zeit, soviel ich mich erinnere, keinen ernsthaften «militärischen Fall» mehr. Vorher hatte ich selber dreimal eingegriffen.

Einmal führte ein Hauptmann entgegen dem Geheimhaltungsbefehl seine Frau, seine Kinder und sogar seine deutsche Dienstmagd in den Stellungen herum. Auf mein Einschreiten hin hielt er sich künftig an die Vorschriften.

Ein Soldat meldete mir um elf Uhr nachts ein nicht zur Einheit gehörender Korporal sei mit einem deutschen Zivilisten und einer Frau in einem Bunker verschwunden. Alle mußten mir auf das Abschnittskommando folgen. Dort schnauzte aber der Chef, ein Major, mich an: Ich hätte keinen Korporal zu verhaften. Dieser sei übrigens Sohn eines seiner Offiziere und selber Offiziersanwärter. Es setzte ein Rencontre ab. Ich überließ ihm seinen Korporal und lieferte die Zivilpersonen dem Polizeikommando ab.

Auf meinen sachlichen Rapport hin wurde ich von meinem Vorgesetzten gerüffelt: ich sei übereifrig vorgegangen. Ich witterte eine Verharmlosung durch den Major und rapportierte nun schonungslos über die Auseinandersetzung und die lockeren Geheimhal-

tungsbegriffe, die hier einzureißen begannen. Es stellte sich auch heraus, daß der festgenommene Deutsche mit einem Bruder in Verbindung stand, der bei einer Einheit ennet der Grenze war. Einige Tage später wurde der Major ersetzt.

In einem rückwärtigen Abschnitt fiel der Bevölkerung ein Regimentskommandant auf, der immer allein herumritt, ohne Adjutant und Ordonnanz. Jemand sagte mir, der Oberst habe bei einem Rapport durchblicken lassen, man müsse bei einem deutschen Einfall vorsichtig operieren. Beim Kader entstand der Eindruck, der Chef habe zumindest den Schlotter. Ich meldete das der Heerespolizei. Doch sie wollte sich die Finger nicht verbrennen!

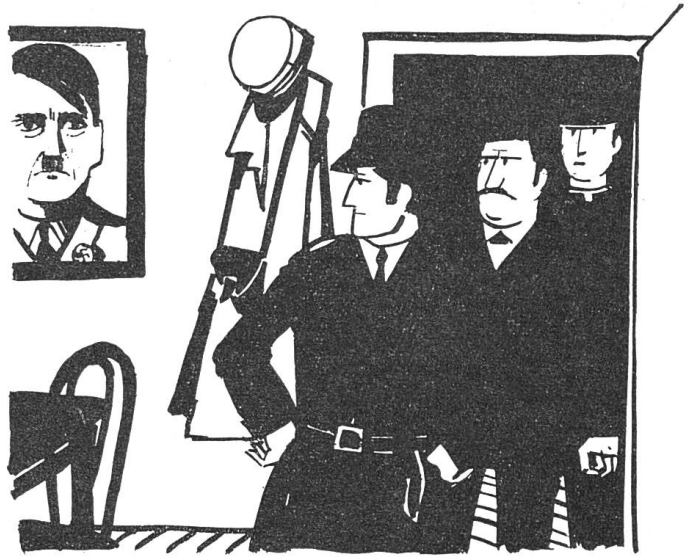
Nun erfuhr ich vom Posthalter und vom katholischen Pfarrherrn, im Zimmer des Obersten X hänge ein Hitlerbild. Da entschloß ich mich, meine Kompetenzen zu überschreiten und mir zu seinem Gemach Zutritt zu verschaffen. Richtig, da hing groß das Konterfei des «Führers»! Unser General war nicht zu sehen. Nun, Montgomery hatte ja auch das Bild seines Gegenspielers Rommel in seinem Wohnwagen aufgehängt. Aber das wurde erst später bekannt. Jedenfalls erstattete ich Rapport. Es gab eine militärische Untersuchung. Der Oberst wurde auf kürzestem Weg zur Disposition gestellt.

Der gute Geist der Mehrheit

Es war meine Aufgabe, solche Eiterbeulen aufzustecken. Deshalb habe ich vor allem von den Schwächen geredet. Und es scheint mir auch wichtig, daß man jene Zeit heute so sieht, wie sie war: unsere Armee bestand nicht aus lauter Helden, und es hat vieles nicht geklappt. Die heutige Generation braucht nicht mutlos ein unerreichbares Vorbild der Väter anzustarren. Sie soll aus den damaligen Fehlern lernen. Und wenn sie ihrerseits neue macht, kann sie sich sagen: Mit all den Fehlern haben unser Volk und unsere Armee damals mitten im braunen Meer durchgehalten. Ähnliches könnten wir wohl auch wieder. Und das ist schon recht tapfer.

Nun möchte ich aber noch den Geist aufzeigen, der das möglich machte: den guten Geist der Mehrheit.

Bei der zweiten Mobilmachung verlangte ein schwächlicher Fourier einer hoch oben am Berg kampierenden, neu zugezogenen Kompagnie Brot. Die Fourage seines Regiments komme nicht vorwärts,



die Pferde seien überfordert. Seit dem frühen Morgen habe seine Truppe nichts mehr verpflegt. Die Bäcker im Dorf gäben ihm kein Brot. Ja, dies durfte eben erst geschehen, wenn das Brot zwei Tage alt war. Das war ein vernünftiger Befehl, dessen Durchführen ich zu kontrollieren hatte. Hier aber war Not am Mann. Also, Paragraph hin oder her, Telephon an alle vier Bäcker: «Brot abgeben und unverzüglich neues backen, bis genügend Nachschub vorhanden ist!»

Der Fourier wünschte nun einen Velo-Anhänger, wollte so mit dem Brot den Berg hinauf. Dabei zitterte er, war mit den Nerven stark herunter. «Kommt nicht in Frage, Ihr Einsatz ist lobenswert, aber Sie würden nach zweihundert Metern zusammenklappen», sagte ich. «Ich kenne da einen flotten Oberleutnant der Säumer. Den hole ich aus dem Bett!» Mitten in der Nacht standen in zehn Minuten drei Gäule vor dem Büro. Ich übergab den Fourier meiner Frau zur Pflege, half basten und zeigte den Säumern den Weg durch den Wald auf den Berg. Daraus wurde dann ein Verpflegungsnachschub, bei dem regelmäßig einige Bastpferde eingesetzt wurden, für das ganze Regiment.

Am dritten Morgen kam ein junger Säumer zu mir. Ich erkannte ihn als Sohn eines Pfarrers meiner Heimatgemeinde. Der beklagte sich, auf diesen nächtlichen Gängen kämen seine Kameraden und er sich bei einer Störung durch gegnerische Elemente wehrlos vor: ohne Schußwaffe, bloß mit dem plumphen Faschinenmesser.

Zunächst wies ich ihn an die militärischen Vorgesetzten. Er kam aber zurück mit dem Bescheid: der Oberleutnant lasse mich grüßen, er habe schon einen Anlauf genommen, sei aber abgewiesen worden, *ich* möchte doch etwas unternehmen.

Gut denn. Ich sitze an meine Maschine, schreibe ein Gesuch an den General direkt und begründe dieses faustdick. Ich streiche die unheimliche, von heimlichen Nazifreunden durchsetzte Gegend saftig heraus und übergebe das Schreiben dem jungen Freund



zu Händen des Oberleutnants. Der möge es visieren und abschicken.

Wie freute es mich, als nach kurzer Zeit eine Antwort einlief: die Säumer würden unverzüglich mit dem Karabiner ausgerüstet. So geschah es, und der Besitz der schönen Waffe hat bei diesen pflichtgetreuen Soldaten auch den Stolz auf das Wehrkleid mächtig gehoben.

Dieser Oberleutnant war ein prächtiger Mensch. So wenig er duldet, daß seine Säumer die Pferde schikanierten, so freundlich war er selber mit seinen «Buben», wie er sie nannte. Darunter litt die Disziplin keineswegs. Hatte einer der Soldaten etwas zu melden, stand er vor diesem Vorgesetzten mindestens so stramm wie vor jedem anderen. Und willig waren sie bereit, unter seiner Führung alles einzusetzen.

Einmal beklagte er mir gegenüber, er hätte mit Ausnahme der kürzlich ins Leben gerufenen Brotbasterei für die meisten Pferde keine sinnvolle Arbeit. Nun war mir aufgefallen, daß zahlreiche Klafter Buchenholz wegen Stellungsbauten, die den Weg versperren, nicht zu Tal geführt werden konnten. Ob er da nicht helfen könnte?

Auf die Zusage des Offiziers hin bat ich den Ortopolizisten, ausfindig zu machen, wer die an dem Säumertransport interessierten Holzbesitzer seien. Schon nach zwei Tagen traf ich einen langen Säumertransport mit aufgebasteten Buchenspalten. Diese Arbeit war gewiß sinnvoller als das sonst notwendige leere Bewegen der Pferde, brachte der Truppe praktische Arbeit und nebst einer Entschädigung in die Kompagniekasse einen kleinen Zuschuß zum Sold. Die Holzbesitzer waren glücklich, und das Zusammengehörigkeitsgefühl von Truppe und Bevölkerung wurde gestärkt.

Den guten Geist der Mehrheit traf ich auf meinen Dienstgängen auch oben auf einer Jurahöhe. Da legten Offiziere wie Mannschaften – zunächst nicht voneinander zu unterscheiden – Hand an beim Bau einer mächtigen Artillerie-Stellung. Einer fragte mich, was ich hier suche. «Aha! Da hat nicht jeder Zutritt!» dachte ich erfreut. Ich stellte mich vor, und der Mann gab sich als Hauptmann X zu erkennen. Er wollte dann wissen, wie es im Tal vorwärts gehe mit den Abwehrbauten. Ein Oberleutnant gesellte sich dazu, und wir unterhielten uns eine Weile.

Ich mußte wieder einmal über den Berg. Auf dieser Arbeitsstelle hörte ich mächtigen Gesang, der mich anlockte. Die Mannschaft saß im Halbkreis an

einem Bord. Vor ihr stand der Oberleutnant, der offenbar heute bei dieser Einheit seines Regiments weilte und nun, in der Rechten einen kleinen Knüttel als Taktstock schwingend, den Gesang dirigierte. Kader und Mannschaft saßen durcheinander und sangen freudig aus dem Repertoire Altmeister Zwysigs. Dann kamen Soldatenlieder dran. Wenn es nicht stimmte, sang der Oberleutnant die Stelle vor, und es wurde neu begonnen. Am Schluß konnte ich als Publikum nicht umhin, klatschend bravo zu rufen. Als ich den Offizieren ein Kompliment über den Geist dieser Truppe machte, sagte der Oberleutnant lachend: «Sie kennen offenbar uns Artilleristen schlecht!»

Der Geist weht, wo er will – natürlich nicht nur bei Säumern und Artilleristen. Im Herbst 1939 lag ein Regiment der 4. Division in unserem Abschnitt. Das Spiel unter Stefan Jäggi gab bald da, bald dort am Abend Konzert mit Zapfenstreich. Zivilbevölkerung und Soldaten waren dankbar.

Diese Truppe dislozierte nach Westen, Teile der 3. Division traten an ihre Stelle. Die Musikvorträge hörten auf. Ich fragte eine Gruppe Trompeter, ob sie nicht konzertieren wollten. «Wir möchten schon, aber wir müssen den ganzen Tag an unserem Bunker krampfen. Da vergeht uns das Blasen. Es kam auch noch nie Befehl zu einem Zapfenstreich!»

Ich begab mich auf das Büro des Bataillons-Kommandanten und erzählte, was ich als junger Trompeter im Ersten Weltkrieg erlebt hatte: Soldaten und Zivilbevölkerung, diese in Basel sogar via Presse, verlangten damals eine rechtzeitige Bekanntgabe unserer Auftritte und strömten massenhaft herbei. Der Major bot mir eine feine Zigarre an und rief den Quartiermeister herbei. Auch dieser war ganz Ohr. Man beschloß, das Spiel solle am Vormittag am Bunker arbeiten, am Nachmittag mit den Instrumenten üben. Und es gab wieder Konzerte und Zapfenstreich, zur Freude aller! Noch mehr freute mich der verständige Geist, den ich angetroffen hatte und der

auch den ganzen Dienstbetrieb beseelte. Ja, auch die Infanterie war im ganzen gesehen in Ordnung, und von den anderen Truppengattungen ließen sich weitere Beispiele anfügen.

Daß solch guter Geist im Land dominierte, dafür möchte ich als Ursachen besonders anführen: die klare Haltung der Bundesräte Minger und Obrecht sowie des Generals, die Schaffung von Lebensmittelvorräten und der Lohnausgleichskasse, die Leistung der Flieger im Mai 1940 und die Wachsamkeit zahlloser unbekannter Eidgenossen.

Leider genügen freilich, wie die Erfahrungen anderer Länder zeigten und zeigen, eine Handvoll Verräter und Schlotterer, um einen kräftigen Widerstand zu hintertreiben, und deshalb hatte ich bis zum Sommer 1940 zeitweise doch Zweifel an der Abwehrkraft in unserem Abschnitt. Andererseits wundert es ja alle ausländischen Fachleute, daß der «Frontkoller», der stillsitzende Kampftruppen stets befällt, bei uns nicht stärker auftrat. Das ist vielleicht doch ein Zeichen dafür, daß im Ernstfall, wo der Koller zu verschwinden pflegt, die aufgezeigten psychisch schwachen Stellen im allgemeinen Einsatz ebenfalls besser überspielt worden wären.

Aufgabe erfüllt ...

Der Schutz, den die Truppen vom Alpengelände erwarteten, erhöhte die Moral jener, die 1940 ins Réduit dislozierten. Wie auch bei den hierbleibenden Soldaten der Schock, nach personellen Veränderungen, besserer Stimmung Platz machte, habe ich gezeigt.

Ob die Behauptungen stimmten, wonach 1940 und wieder 1943 im Schwarzwald eine große Armee zum Einfall in die Schweiz bereitstand, konnte ich persönlich nicht feststellen. Ich sah der Grenze entlang wenig Truppen. Die Schmähungen, die aus einem Strandbad von einem Lautsprecher über den Rhein getragen wurden, kamen von fanatisierten deutschen Zivilisten – auch der Refrain, der dem Lied «Wir fahren gegen Engelland» angehängt wurde: «Und die Schweiz, das Stachelschwein, nehmen wir auf dem Rückweg ein!»

Unsere zivilen Nazi, die angesichts der Überzahl der Soldaten kaum mehr in Erscheinung getreten waren, traten jetzt zwar einige Zeit wieder lauter auf. Aber die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung durchschaute doch mehr oder weniger die Verblendung der Deutschen. Und als dann die deutschen

Städte immer stärker unter alliierter Bombenhagel zusammengeschlagen wurden, als Hitler sich Rußland als Feind auf den Hals lud und gar die USA noch in den Krieg eintraten, waren die Miesmacher erledigt.

Noch bekam man verschiedentlich den lähmenden Eindruck, manche Behörden – vorab der Bundesrat – seien zu ängstlich. So reiste seit den dreißiger Jahren ein Berufsphotograph deutscher Herkunft, der sich offen zur Hitlerei bekannte, ständig im Landesinnern herum. Seine schweizerische Gattin war Telephonistin bei den PTT, ein Schwiegersohn Bundesbeamter. Er selber war Obmann einer Nazi-Zelle. Der zuständige Polizei-Beamte rapportierte mehrmals über seine Tätigkeit. Aber der Mann schien immun zu sein gegen behördliche Zugriffe. Erst bei Kriegsende wurde unvermittelt seine Ausweisung verfügt. Dieser entzog er sich mit Hilfe des Gashahns.

Ich hatte dagegen das Glück, für meine Arbeit beim Kantonalen Polizeichef volle Unterstützung zu finden. Seit 1939, als ich meinen Erholungsurlaub abrupt abgebrochen hatte, war es allerdings aus mit jeder Ruhe. Bei den beiden Mobilmachungen kam ich viele Tage nicht aus den Kleidern. Auch sonst mußte ich zusammen mit meiner Frau neben der für mich vordringlichen Hilfestellung für die politische und militärische Sicherheit noch meine normale Polizei-Aufgabe erledigen.

Auch gab es Fälle, die zunächst unklar waren. Gerade als ich mich wunderte, weshalb auf das erwähnte deutsche Flugzeug nicht geschossen wurde, kam jemand, der mir im Auftrag eines Wirts einen Zettel mit einer Auto-Nummer überreichte: drei Männer und eine Frau mit wenig Anstand hätten bei ihm «Wein gesoffen und Schinken gefressen». Einer habe im Abort dreckige Zivilkleider gegen ein neues schwarzes Kleid und ein weißes Hemd vertauscht. Dann seien sie im Auto Richtung Basel weg.

Ich schickte einen Soldaten zu meiner Frau, welche telephonisch die Grenzposten alarmierte. Zudem setzte ich die Heerespolizei in Kenntnis. Die vier wurden an der Grenze in Basel-Augst gefaßt. Die Sache stellte sich allerdings als bloßer Diebstahl von 4000 Franken heraus. Aber es hätte ebensogut ein Delikt gegen die Landesverteidigung sein können.

1943 konnte ich eines Tages nicht mehr. Der vier Jahre lang hinausgeschobene gesundheitliche Zusammenbruch ereilte mich desto stärker. Aber ich hatte ja meine Aufgabe erfüllt. Und daran durfte ich mich bis heute freuen.